

geschehenem Religionswechsel alle Handlungen des Uebergetretenen ausschließlich nach den Grundsätzen seiner neuen Religion zu beurtheilen sind. Lydia aber ist gegenwärtig katholisch, und das Verlassen ihres Scheingatten ist nach katholischen Prinzipien nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten. Es darf sie also, auch nach dem bürgerlichen Gesetze, niemand daran hindern. Sie muss nur dafür Sorge tragen, dass das Interesse der Kinder nach Möglichkeit gewahrt, und die übrigen accessoria matrimonii von der bürgerlichen Behörde geordnet werden.

Budapest. Universitäts-Professor Dr. Stephan Bognár.

XI. (Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.) Wenn je ein Text des Evangeliums Räthsel aufgibt, so es der am zweiten Sonntag nach der Erscheinung, welcher die Hochzeit von Kana zum Gegenstande hat. Christus weist nämlich im ersten der oben angeführten Sätze die Bitte Mariens in einer Weise zurück, die weder unserem frommen Gefühle überhaupt, noch auch der hohen Meinung entsprechen will, die wir mit vollem Rechte von der Muttergottes und ihrer Stellung im Heilsplane Gottes haben. Im anderen Satze aber spricht Christus etwas aus, was seine eigene Handlungsweise kurz darauf Lügen zu strafen und als Ausdruck der Unwahrheit oder der Unbedachtheit hinzustellen scheint. Die Gesetze der Pietät und der Wahrheit scheinen miteinander verlegt zu sein, und wenn uns die schroffe Abweisung der Mutter seltsam vorkommt, so begreifen wir erst recht nicht den Widerspruch der folgenden schnellen Gewährung. Forderte es wirklich der göttliche Wille, dass die Stunde noch nicht eintrete, dann hat Christus, wie die Rücksicht gegen die Mutter, so auch die Würde des Vaters zu wenig gewahrt. Ohne Anstoß geht es also nicht ab, was hier umso bedenklicher ist, als dieses Benehmen Jesu Christi bei einer Gelegenheit hervortritt, die den Anfang seines ganzen öffentlichen Wirkens bilden soll.

Die Stelle hat denn auch bis auf die neueste Zeit die verschiedensten Erklärungsversuche hervorgerufen, von denen aber nicht wenige durch ihre schiefen Auffassung oder Gewaltthätigkeit das Dunkel derselben nur gemehrt haben. Zu den letzteren sind besonders jene Versuche zu rechnen, welche die Abweisung Christi in das reinste Gegenheil verkehren wollen, wie ja der Exegese nicht selten diese Kunstscherheit nachgerühmt wird oder wenigstens der gute Wille dazu. An unserem Beispiel nicht mit Unrecht. Man beruft sich ja wiederholt darauf, dass nach dem chaldäischen oder hebräischen Idiom die ersten Worte des Heilandes geradezu eine Betheuerung der innigsten Sinngemeinschaft mit seiner Mutter wären. Was will man noch mehr? Schade nur, dass der folgende Satz mit dieser kühnen Behauptung noch nicht aus dem Leben geschafft wird und immer noch stark genug andeutet, dass etwas nicht ganz glatt sei. Denn dass die Mutter-

gottes nicht gerade auf den Augenblick, sozusagen, erpicht war, und demnach die Worte Christi nicht heißen können: „Ich bin ganz deiner Meinung, ich werde helfen, aber nur nicht sogleich“, ist leicht einzusehen. Ob nicht auch über das fehlende wichtige „aber“ diese Erklärung stolpern muss, darüber mögen die Grammatiker befragt werden. Ganz unrichtig ist sicher die Behauptung, dass die ersten Worte Christi eine Gemeinschaft ausdrücken. Denn sie beruht auf einer Verwechslung der zwei äußerlich ähnlichen, aber im Sinne ganz entgegengesetzten Phrasen, die schon im Hebräischen der Bibel vorkommen: „Was ist mir und dir?“ und „Was ist zwischen mir und dir, d. h. was für Zwischenraum oder Abstand (hebr. bēn) trennt uns, welcher Unterschied hat statt zwischen uns, was drängt sich für eine Scheidewand zwischen uns ein?“ Deutlicher, als die deutsche, gibt die lateinische Sprache den wesentlichen Unterschied beider Phrasen. Denn niemand wird leicht die Sätze verwechseln: Quid mihi et tibi est? und: Quid interest inter me et te? Jener Satz stellt die Gemeinschaft, dieser aber die Differenz in Frage und Abrede! „Ihr werdet sehen“, spricht der Herr bei Malachias, „was zwischen einem Gottlosen und einem Gerechten ist, d. h. den Unterschied zwischen beiden, wenn der Tag des Gerichtes kommt“ (3, 18). Hätte also Christus das Wörtchen „zwischen“ gesetzt, so wäre der Sinn ein ganz anderer, und er hätte in negativer Frage wirklich jede Differenz zwischen seiner und der Mutter Meinung als bestätigt erklärt. Nun ist es aber doch eine billige Voraussetzung, dass der Evangelist Johannes sowohl seiner Muttersprache als der griechischen in dem Grade mächtig war, um nicht einen unbeabsichtigten, ja gerade entgegengesetzten Sinn mit seinen Worten zu verbinden. Denn wer beim Hebräer einfach sagt: Was ist mir und dir? der sagt immer nur: Ich will mit dir in dieser Sache nichts zu schaffen haben, ob man nun in freundlicher oder feindlicher Weise mit mir anbinden will. So sagt David wiederholt zu Abisai, sowohl dort, wo sich dieser anbietet, dem Semei den Kopf abzuschlagen, als auch, wie er bei der Rückkehr Davids auf die Bestrafung desselben Mannes dringen will: „Was habe ich mit dir zu thun, was ist mir und dir, o Sohn Saruas?“ (vergl. II. Kön. 16, 10; 19, 22). David hat bekanntlich beidemale abgelehnt. Ein noch näher liegendes Beispiel ist der Schreckensruf der Dämonen im Evangelium: „Was ist uns und dir, o Jesu, Sohn Gottes?“ (Matth. 8, 29), wo doch niemand eine Gemeinschaft suchen wird. Es ist vielmehr eine angstvolle Abweisung dessen, von dem diese Geister durch eine unendliche Klüft getrennt sind, und dessen Nähe schon ihnen steigende Qual bereitet. Mit diesem Sprachgebrauch hält es auch der Araber. Ueber den Sinn einer Abweisung kann also an unserer Stelle sprachlich und logisch ein Zweifel nicht bestehen.

Wenn aber eine Abweisung nicht zu leugnen ist, wie ist sie dann zu rechtfertigen? Man geht, glaube ich,

bei Betrachtung solcher Stellen öfter von einem allzu natürlichen oder menschlichen Standpunkte aus, der im Leben Jesu sicher nicht der richtige ist, weil es eben nicht ein menschliches, sondern gottmenschliches Leben ist. Könnte man sich denn im Ernst daran stoßen, dass der Herr einmal die menschliche Pietät in seinen Worten vermissen lässt, wenn es gilt, dafür die Majestät und Hoheit der göttlichen Natur kräftigst hervorzukehren? Den Menschen sahen die Menschen an ihm, nicht aber die Gottheit. Darum waren jene Beispiele für uns viel nothwendiger, die uns seine Erhabenheit über alle Creatur lehrten, als jene, die uns seine Pietät gegen Menschen zeigten. Und wo, fragen wir weiter, sollte denn der Glanz der ewigen Gottheit eher erwartet werden, als am Tage ihres messianischen Aufganges, wo sie zur leuchtenden Kette ihrer Allmachtshaben das erste Glied in der Verwandlung des Wassers ansetzte, und ihre Schöpferkraft für die Bildung einer besseren Welt abermal über den Gewässern schwebte? Wo sollte man sonst noch ein Zeugnis der Gottheit Jesu Christi suchen, wenn nicht in jener feierlichen Stunde, da er sein erstes Wunder vor einem grösseren Kreise und vor den künftigen Säulen seines Reiches wirken wollte? Darum erhebt sich, nicht im Sinne einer beleidigenden Abweisung, sondern im Sinne einer himmlischen Belehrung und Offenbarung für uns und die erste gläubige Gemeinde im Hochzeitssaal von Kana die Majestät Jesu unendlich hoch selbst über die edelste aller Mütter, die ihn in ihrem Schoße getragen. Ein Hochzeitsgast ist er, wie die anderen, und dennoch ist er es, der allen Althem sowohl als Speise gibt. Wundern wir uns darum nicht, wenn gerade in einem Augenblicke, wo seine höhere Natur im Gedränge einer menschlichen Festesfreude sich uns allzusehr zu erniedrigen scheint, ein glänzender Strahl davon in den Hochzeitssaal von Kana dringt und über die erstaunte Versammlung schwebt: Weib, was habe ich mit dir zu thun? Ist nicht auch schon über dem niedrigen Kinde, da Er sich mit unserem Fleische verlobte, der Stern seiner ewigen Herrlichkeit mit aufgegangen und über dem demütigen Knechte der Glanz des hl. Geistes am Jordan? Wie denn in der That die heilige Kirche sehr sinnig die Offenbarung von Epiphanie und bei der Taufe Jesu mit dem Wunder von Kana zusammengestellt hat, wo gleichfalls auf die Niedrigkeit seines Fleisches ein Strahl seiner Gottheit gefallen ist, damit niemand verzesse, dass nicht von einer menschlichen Verbindung, sondern von Ewigkeit her sein Ausgang sei (Mich. 5, 2).

Die Worte Christi verfolgen aber noch einen anderen Zweck. Sie sollen die Geistigkeit und nationale Unabhängigkeit des neuen Gottesreiches, dessen öffentlichen Aufbau Christus in diesem Augenblicke begann, den Juden recht klar vor Augen stellen. Christus war hier im Kreise von Bekannten und Verwandten. Zugegen waren unter diesen die sogenannten „Brüder“ des Herrn, die noch nach drei Jahren sich ärgerten, dass die geträumten verwandt-

schäftslichen Vortheile ausgeblieben waren. Das Herantreten der Mutter hätte unter solchen Umständen gar wohl die Bedeutung erlangen können, dass die Macht des Herrn zur Verherrlichung seiner Verwandten und seiner Vaterstadt, aus der noch gar manche andere in Kana waren, und in letzter Beziehung nach dem Geiste und Wunsche seiner Nation sich entfalten und aufwenden würde. Es ist ja bekannt, welche, und welch' tiefe Vorurtheile in dieser Beziehung über den Messias in Israel herrschten, und wie oft der göttliche Heiland dagegen zu kämpfen hatte. Das war z. B. auch der Grund der Antwort Jesu auf die Nachricht, dass seine Mutter und Verwandten draußen stünden: „Wer mein Wort hört und beobachtet, der ist mir Mutter und Bruder“ (Marc. 3, 34), eine Stelle, die viele Ähnlichkeit mit unseren Worten hat. Nicht um der Mutter willen, sondern um der anwesenden Juden willen, um ihren Sinn von irdischen und national beschränkten Auffassungen zur geistigen und universalen Idee des neuen Reiches zu erheben, hat er hier und dort seine Unabhängigkeit von fleischlichen Beziehungen so scharf betont und auf das bestimmteste erklärt, dass Gottes Wege und Rathschläge nicht die der Menschen sind, seine Stunde nicht die Zeit der Menschen, sein Wille nicht der Wunsch und Geschmack der Menschen sei (vergl. Joh. 7, 6; Apg. 1, 7). Die Wundermächte sollten nicht menschlichem Willen und beschränkter Einsicht unterstellt werden, und das ganze großartige Werk Gottes seinen eigenthümlichen Weg gehen, dessen niedrigster Punkt nach menschlichem Urtheil, nämlich Christi Tod, merkwürdig genug mit dem höchsten Punkte im Heilsplane, Erlösung der Menschheit, zusammentraf. Diese geheimnißvolle Selbstständigkeit und Erhabenheit des Gottesreiches wollte und musste der Messias in jenem Augenblicke documentieren, wo er den ersten Schritt auf seiner gottgezeichneten Laufbahn zu machen im Begriffe stand, und der erste Grundstein, der von seiner wunderthätigen Hand in dessen Tiefen gesenkt wurde, konnte des Siegels des göttlichen Baues am allerwenigsten entrathen, das Wunder von Kana! Wer daran etwas Anstoßiges findet, und stünde auch die Pietät gegen Maria auf dem Spiele, der hat eben diese Signatur und den Charakter des Reiches Gottes noch nicht würdigen gelernt. Selbstverständlich gelten unsere Erwägungen auch bei der Annahme, dass die Bitte der Mutter, sowie die Antwort des Herrn, nur leise gehalten waren, da der ganze wundersame Vorgang mit seiner bedeutungsvollen und rührenden Einleitung nach der Erhörung sogleich der Festversammlung bekannt wurde.

Fürchten wir indes nicht, dass, wo der Gottessohn erhoben wird, seine seligste Mutter beschämt würde. Gerade die Beantwortung der zweiten Schwierigkeit, warum nämlich Christus dennoch gleich darauf der Bitte Mariens willfahrt hat, wirft ein überraschendes Licht auf die Bedeutung der Gottesmutter im neuen Gnadenreiche. Ich sage: Gnadenreiche, weil auch die erhabene Stellung der

heiligsten Jungfrau doch nur ein Glied dieser Gnaden- und Heils-ordnung ist und in ihrem tiefsten Grunde in diesem Element der göttlichen Gnade und nur auf Gnade ruhet. Sie ist die Gnadenvolle, nur weil der Herr mit ihr ist, und wenn die Mutter selbst die Gnaden schäze mit ihrer Hand vertheilt, so sind es immer nur des Sohnes Reichtümer, die sie spendet. Indem also Christus zunächst seine Erhabenheit über dem „Menschen“ und seine Unabhängigkeit von dem „Menschen“ in einem so wichtigen Momente des Reiches Gottes erklärt, hat er auch principiell die Stellung Mariens darin einbegriffen. Aber er hat es auch nicht unterlassen, durch eine That, die beredter ist als hundert Lobsprüche, die Macht ihrer mütterlichen Fürbitte zu empfehlen, die er ihr factisch und praktisch von Ewigkeit her in seiner Barmherzigkeit und unbeschadet seiner göttlichen Unabhängigkeit verleihen wollte. Muss nicht in Wahrheit die Macht, welche die seligste Jungfrau über das Herz des göttlichen Sohnes besitzt, und die er in seiner Liebe ihr eingeräumt hat, eine ganz außerordentliche sein, wenn Gott ihr zu Liebe, deren Fürbitte er natürlich vorausgesehen und von Anbeginn schon in seine Rechnung eingestellt hat, sogar seinen Plan ändern wollte, den er, sozusagen, bereits für das öffentliche Leben Jesu Christi entworfen und zunächst für geeignet ausersehen hatte? Wir glauben es nicht bloß Christus, sondern begreifen es auch leicht, was er andeutet, dass nämlich seine Stunde eigentlich (voluntas antecedens) noch nicht eingetreten sei. Denn eine Hochzeit, noch dazu von Verwandten, war in sich schon, wie oben bereits erwähnt wurde, keine besonders geeignete Gelegenheit zur Offenbarung des ersten messianischen Wunders. Nicht unwahrscheinlich hat der göttliche Heiland bei seinen Worten das erste Osterfest im Auge gehabt, auf welches er wirklich nach Joh. 2, 23 sein Auftreten vor Israel verlegt hat, und er hat denn auch zwischen unserem Wunder und dem Osterfeste keine weitere Thätigkeit entwickelt. Schöner hätte also der Herr die „fürbittende Allmacht“, wie im gewissen Sinne Maria genannt wird, uns nicht mehr zeigen können als dadurch, dass er in Rücksicht auf ihre Bitte factisch die Ordnung Gottes umkehrte (voluntas consequens), nachdem er principiell die Erhabenheit derselben über die Menschen gewahrt hatte. Wie der aufgelöste Misston die Harmonie vergrößert, so ist dieser scheinbare Widerspruch zwischen Gotteswort und Gottesthat zur Quelle einer wundersamen Offenbarung geworden, aus der die armen Kinder Evas bis zur Stunde unnenkbaren Trost und Süßigkeit schöpfen, wenn sie aufseufzen zur gütigen und milden Jungfrau. Weit mehr hat die Abweisung Mariens ihr und uns genützt, als die sofortige Gewährung. Denn hätte Christus sie nicht abgewiesen, so wäre diese Wahrheit von der Gewalt, möchte ich sagen, die Maria dem Herzen Gottes anthut, nicht so sinnig und klar zum Ausdruck gekommen, und hätte man auch schließen können, dass Gottes Wille (der vorausgehende)

mit der Bitte Mariens eben nur zufällig zusammengetroffen sei. So aber hat die Bitte der Muttergottes ganz deutlich und ersichtlich selbst in den Plan des Herrn eingegriffen, und es hat sich an ihr am Anfang des öffentlichen Lebens Jesu Christi und seiner göttlichen Heilswege doppelt schön erfüllt, was man sonst vom ewigen Rathschluss und der göttlichen Weisheit versteht: „Dominus possedit me in initio viarum suarum, antequam quidquam faceret a principio, als er die Werke seiner Allmacht gründete, war ich dabei,“ nämlich selbst bei der Feststellung der Werke der Uebernatur, der Reihe der Wunder Jesu Christi, wurde Maria berücksichtigt. Ihr zu Liebe ließ Gott den Zeiger an der Sonnenuhr seiner Rathschläge rückwärts gleiten und erneuerte geistigerweise das Wunder unter König Ezechias (IV. Kön. 20, 11). Jesu schenkt seiner Mutter das erste und darum in gewisser Hinsicht kostbarste Wunder seiner Laufbahn: wer hier die Strahlen nicht mehr sieht, die die Muttergottes umschließen, muss unsäglich arm und blind sein! An die Einwilligung Mariens hat der Erlöser das Geheimnis seiner ersten Ankunft geknüpft, ihre Bitte sollte für ihn auch der Anfang seines öffentlichen Werkes sein, an dessen blutigen Ende sie abermals an der Seite Jesu stand, als hätte der Herr nicht vollenden können, ehe er in Johannes die erlöste Menschheit ihrer Muttersorge übergeben. Darum schenkt ihr der Herr auch heute das Wunder der Verwandlung, weil sie in der Geschichte der gnadenvollen Verwandlung der Menschheit von jetzt bis zum Ende des Reiches Gottes eine überaus herrliche und mächtige Rolle an der Seite ihres Sohnes spielen sollte als Fürbitterin und Königin des Himmels und der Erde. Die Hochzeit von Kana wird vor unserem geistigen Auge verklärt zum großen Hochzeitsmahle des Reiches Gottes, und ihre Gestalten wachsen empor zum gottgewählten Typus für die Jahrtausende seiner Geschichte, ja sie wachsen riesengroß hinein in seine Urzeit, wie ewige Vollendung. Das glückliche Brautpaar sinnbildet es nicht das neue begnadigte Geschlecht, dem diesmal Gott selbst die süße Frucht der Erde bricht in seinem neuen Stammvater Jesus Christus, weil durch Adams Schuld die Gnade ausgegangen war, und wie sollte da die große Stammutter fehlen, die die Gottesfrucht zwar nicht selbst wirken, aber dem Erlöser und den Erlösten durch ihre Mutterschaft und Fürbitte darreichen kann? Ja es fehlt auch nicht der große Gegensatz zu jener unheimlichen Macht, die von seiner Gründung an Gottes Reich verwirrt hat, der in der Schlangentreterin seinen ältesten typischen prophetischen Ausdruck gefunden hat. Der Dämon wollte kurz vorher in seiner Arglist und Uebermuth genau das erreichen, was Maria in ihrer Demuth und Liebe wirklich zustande gebracht hat, nämlich den vorzeitigen Beginn des Reiches Christi durch ein Verwandlungswunder, der Verwandlung der Steine in Brot! Die Macht der Gottesmutter hat über ihn triumphiert, die Macht Mariens wirkt Wunder, Wunder ihrer Für-

bitte, sie greift Gott selbst in den Arm, das alles aber nur in der Liebe und unendlichen Erbarmung dessen, der, wie er unser, so auch ihr Heiland und Erlöser bleibt — das ist die schöne Lehre der Hochzeit von Kana und die tiefe Weisheit eines göttlichen Widerspruches!

Wenn wir dann noch fragen, wie Maria den Willen Christi trotz seiner Worte erkennen konnte, so brauchen wir nicht nothwendig auf die Anregung des heiligen Geistes allein zu reflectieren, die in einem solchen Momente allerdings sehr nahe liegt. Es fehlt nicht an menschlichen Voraussetzungen. Denn wie weit eine Abweisung gehe, ob der Abweisende doch sich nachträglich der Bitte geneigt zeigen würde, hängt zunächst von dem Verhältnis ab, in welchem der Bittende zum Gewährenden steht, und das Urtheil darüber von der Erkenntnis des ersteren über letzteren. Wer uns in ähnlicher Lage schon früher trotz anfänglicher Abweisung geholfen hat, dessen Worte beurtheilt man aus Erfahrung viel günstiger, als sie lauten. Maria hatte seit vielen Jahren die geheimnisvolle Art des Gotteskindes aus nächster Nähe beobachtet, ja, wenn wir auch keine Freunde der Apocryphen sind, so ist nicht ausgeschlossen, dass im stillen Leben Jesu zu Nazareth, sei es in der eigenen Häuslichkeit, sei es in fremder Noth, Fälle eingetreten sind, wo die heiligste Mutter mit einer frommen Bitte oder stillem Blicke an das göttliche Kind herantrat, und es kam Hilfe, trotzdem seine Zeit noch nicht gekommen. Das Benehmen der Mutter zu Kana ist wenigstens derart, dass man sich des Gedankens nicht ganz entschlagen kann, sie hätte nicht zum erstenmal ihr bittendes Auge zu ihrem Kinde erhoben, zumal in der Noth anderer, — die eigene trug sie ja gerne. Auch hier war die Veranlassung wahrlich nicht so unwichtig. Sollten die Brautleute gerade vor Jesu und seiner zahlreichen Begleitung so tief beschämt werden! Er war der Glanzpunkt des Festes, in seiner Herablassung hatte der Messias die Einladung wirklich angenommen und über die Ehre eines Königs das Fest geehrt. Und nun diese Beschämung, dass man nicht einmal ihn und seine ersten Jünger anständig bewirten konnte! Hatte sich nicht gewissermaßen Christus durch seine Zusage oder Erscheinen verpfändet, etwas in dieser peinlichen Verlegenheit zu thun, aus dem unendlichen Schatz seiner Macht und Freigiebigkeit zu spenden? Wir dürfen dann auch nicht übersehen, dass die Motive, welche der scheinbaren Abweisung schon unser schwacher, blinder Verstand mit Recht oben zugrunde gelegt hat, der klugen Jungfrau sicher umso weniger verborgen sein könnten. Bedenken wir weiters, wie vieles auf die Miene ankommt, mit welcher eine Absage gegeben wird, und wie man eine milde, zögernde Absage schon im menschlichen Leben oft sehr wohl zu beurtheilen und zu benützen versteht! Gewiss hat das scharfe Mutterauge und das seine Gefühl der Mutter in dem Auge und dem Tone, mit welchem Christus gesprochen, etwas wahrgenommen, was sie

in Verbindung mit den Umständen mit hohem Vertrauen und Zuversicht erfüllte, es werde etwas der Muttergottes nicht versagt werden, was einst zu Sarepta der Witwe durch den Propheten geschehen war. Und dieses gibt uns die Lösung eines letzten Bedenkens.

Kannte Maria die Art des Wunders zum voraus? Wenn nicht, wie ist ihr Auftrag an die Diener zu begreifen? Maria wußte wohl noch nicht, wie sich im Einzelnen die Güte Christi äußern werde, aber abgesehen von den früher berührten Erfahrungen wiesen die Beispiele der Propheten darauf hin, dass an den fast leer gewordenen Gefäßen auf Geheiß Christi etwas vorgenommen werden würde, was menschlicher Einsicht vielleicht lächerlich erscheinen möchte z. B. dass dieselben in andere große gleichfalls leere Krüge hinübergegossen werden sollten, obwohl sie selbst nur mehr die Neige enthielten (vergl. IV. Kön. 4, 4), oder dass die Diener einfach fortfahren sollten, aus den leer gewordenen zu credenzen. Wie die Muttergottes uns Gnaden von Gott erbittet, so macht sie uns auch ernstlich aufmerksam, die Gnade recht aufzunehmen. Wie sie ihr schönes Werk angefangen, sucht sie es auch zu vollenden. Was nützt die erbetene Gnade ohne unsere Mitwirkung? So kann jeder in noch höherem Sinne als die Brautleute, welche den herrlichsten Hochzeitswein aus den Krügen schöpfen, die Worte an sich erfahren, die die Kirche gleichfalls aus den Sprüchwörtern auf Maria anwendet: Qui me invenerit, inveniet vitam et hauriet salutem a Domino (Sprüch. 8, 36).

Linz.

Dr. Philipp Kohout.

XII. (Die Brudermeister in den Prozessionen.)

Das römische Ritual schreibt u. a. vor, ut processiones, qua par est, religione celebrentur. Soll dieser Forderung entsprochen werden, so ist außer der umsichtigen Leitung und des guten Beispiels des Seelsorgers die Mithilfe guter und geeigneter Brudermeister erforderlich. Zunächst ist für eine hinreichende Anzahl von Brudermeistern zu sorgen, damit sie in der Prozession nicht zu weit von einander entfernt sind. Sodann ist auch auf die Auswahl derselben Gewicht zu legen. Das Amt der Brudermeister ist ein kirchliches Ehrenamt, darum ist es selbstverständlich, dass man nur durchaus brave und tadellose Männer mit diesem Amte betraut. Aber das ist noch nicht genug. Die Brudermeister müssen auch geübt lesen können und eine gewisse Autorität besitzen. Um beim gemeinsamen Beten die nötige Abwechslung zu erzielen, empfiehlt es sich, zwischen den einzelnen Rosenkränzen Litaneien oder sonstige Gebete aus dem Gebetbuche einzuschalten. Das Volk sieht die Litaneien und ein Brudermeister, der geübt lesen kann, wird ihm nicht bloß bei den Prozessionen, sondern auch beim vierzigstündigen und dreizehnstündigen Gebete, wo er meistens ebenfalls vorbetet, zu